

## 14. Der vertraute Umgang mit Christus macht uns frei

Wenn der heilige Benedikt von seinen Mönchen fordert, sie sollen „der Liebe zu Christus nichts vorziehen“ (RB 4,21), was will er dann anderes als zu einem christlichen Leben erziehen, in dem alles das Bemühen fördert und ausdrückt, das die familiäre Beziehung mit dem Herrn pflegt, mit *dem* Herrn, der zur Rechten des Vaters sitzt? Dem heiligen Benedikt ist es gelungen, ein monastisches Umfeld zu schaffen, in dem alles, was das menschliche Leben betrifft, das Grosse und Kleine, das Starke und Schwache in diesem „der Liebe zu Christus nichts vorziehen“ verdichtet ist. Der ganze Weg, den er uns vorschlägt, ist nur dazu da, sich vertraut zu machen mit Gott, indem wir von der knechtischen Angst weg zur kindlichen Liebe finden. Benedikt schreibt am Ende des Kapitels 7 über die Stufen der Demut: „Wenn also der Mönch alle Stufen auf dem Wege der Demut erstiegen hat, gelangt er alsbald zu jener vollendeten Gottesliebe, die alle Furcht vertreibt (1 Joh 4,18). Aus dieser Liebe wird er alles, was er bisher nicht ohne Angst beobachtet hat, von nun an ganz mühelos, gleichsam natürlich und aus Gewöhnung einhalten, nicht mehr aus Furcht vor der Hölle, sondern aus Liebe zu Christus, aus guter Gewohnheit und aus Freude an der Tugend.“ (RB 7,67-69)

Man versteht, dass für Benedikt die Vertrautheit mit Christus nicht bloss der Höhepunkt des Weges von der Furcht zur Liebe ist, sondern das, was diesen Weg, die Bekehrung des Herzens, überhaupt ermöglicht und begleitet. Wenn wir den familiären Umgang mit Gott einüben, werden wir seine Vertrauten, seine Freunde. Dann verschwindet die Angst wie von selbst, wie die Wolken, wenn die Sonne erscheint.

Ich stelle da aber zunehmend ein Problem fest bei den Menschen, die sich auf dem Weg befinden, den der heiligen Benedikt oder ganz allgemein die Kirche anbieten. Es ist die Tatsache, dass der heutige Mensch, auch derjenige, der ins Kloster geht oder andere Formen des geweihten Lebens lebt, dass der heutige Mensch oft glaubt, er habe keine Angst mehr vor Gott, keine Angst ihn zu verlieren, ihn zu beleidigen. Man meint, man stehe ihm schon nahe genug und müsse sich deshalb nicht mehr um dieses Vertrautwerden bemühen. In Wirklichkeit aber ist der heutige Mensch voller Angst. Er hat Angst vor allem und allen, er muss sich auf tausend Weisen absichern gegen jede Eventualität, seine Sicherheit zu verlieren, den Frieden, die Unbeschwertheit und die Selbstverwirklichung, die er zu besitzen oder aus eigener Kraft zu erlangen meint. Man fühlt sich nur sicher mit dem, was man selber hat oder macht. Und so unternimmt man alles, um diese Sicherheit unangreifbar zu machen, indem man vor allem die eigenen wirklichen oder vermeintlichen Talente pflegt und „unüberwindbare“ Schutzmauern aufbaut um das, was man hat. Und da diese Sicherheit sich immer als unzureichend erweist, wird die Suche nach mehr Sicherheit so etwas wie eine Droge, von der man immer mehr braucht, je mehr man nach ihr greift.

Wenn man die Beziehung zu Gott als demjenigen verliert, der allein unser Leben garantieren kann, der allein unser Leben auch über den Tod und den totalen Verlust hinaus retten kann, wenn man die Erfahrung verliert, dass die Gnade Gottes mehr wert ist als das Leben (vgl. Ps 62,4), dass die Vorsehung des Vaters uns besser beschützt als alle unsere Sicherheiten und stärker ist als alles, was wir haben und tun können, wenn man das alles verliert, bleibt dem Menschen tatsächlich nichts anderes als die Angst. Gott fürchten heisst in der Sprache der Bibel und der Kirche nicht, Angst haben vor Gott, sondern das Bewusstsein pflegen, dass wir ohne ihn verloren sind, uns selbst überlassen sind, wir keine echte Sicherheit haben. Deshalb ist die Gottesfurcht in Wirklichkeit das Gegenmittel gegen alle unsere Ängste. Wenn wir das so verstehen, verstehen wir auch, dass die Gottesfurcht, das Bewusstsein unserer ontologischen Abhängigkeit von ihm uns drängt, seine vertraute Nähe zu suchen. Die Gottesfurcht ist das Bewusstsein, dass ohne familiären Umgang mit Gott, ohne kindliche Freundschaft mit ihm mein Leben sich selbst und den falschen Sicherheiten überlassen ist, die es aufbaut und es versklaven.

Alle Methoden, die der heilige Benedikt den Mönchen, die nach seiner Regel leben, vorschlägt, wollen somit zur Erfahrung führen, dass die Vertrautheit mit dem Herrn das Leben immer freier macht, weil das Herz weit wird in der Liebe. Ein freies Leben ist aber nicht ein Leben frei von Mühen und Schwierigkeiten, sondern ein Leben, in welchem auch das Mühsame und Belastende Gelegenheit bietet, ein erfülltes Leben zu führen. Das ist wortwörtlich das, wozu Jesus uns einlädt: „Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt. Ich werde euch Ruhe verschaffen. Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir; denn ich bin gütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele.“ (Mt 11,28-29)

Das Joch ist nicht ein Mittel zur Flucht vor Anstrengung, sondern Hilfe, die Last gemeinsam mit Christus auf uns zu nehmen, um sie so zu tragen, wie er sie trägt. Das Joch Christi, man könnte auch sagen, das Kreuz Christi, schenkt uns Gelegenheit und die Gnade, alles, auch den Tod, gemeinsam mit ihm und somit wie er auf uns zu nehmen. Das ist ein Sieg, denn das Kreuz hat den Tod und die Sünde, hat alles Böse und alle Last der Menschheit überwunden.

Das lässt mich an Simon von Zyrene denken, der dazu gezwungen wurde, das Kreuz Christi zu tragen. Stellen wir uns vor, wie sehr ihm das anfänglich missfallen musste. Es gibt nichts Schlimmeres als jemanden zu nötigen, das Kreuz eines zum Tode Verurteilten zu tragen. „Was geht mich das an? Habe ich etwa seine Verbrechen begangen? Warum sollte ich seine Strafe auf mich nehmen? Das ist ungerecht, das ist Missbrauch!“

Simon von Zyrene konnte sich nicht gegen die römischen Soldaten auflehnen. Er nahm das Kreuz schweigend auf sich, auch wenn es in seinem Herzen wahrscheinlich kochte vor Ärger und vor Wut gegen Jesus. Er musste befürchten, dass die Schaulustigen dachten, er sei der Verurteilte, der Gangster, der zur Kreuzigung geführt wird. Und doch befand er sich in der gleichen Situation wie Jesus, im Zentrum der allgemeinen Anfeindung. Sicher hat er Jesus beobachtet, wie er auf den Tod zugeht, wie er auf die Quälerei reagierte, die ihm die Menge und die

römischen Soldaten zufügten, wie er litt mit seinem blutenden Körper, verwundet von den Geißelhieben, von der Dornenkrone. Vielleicht hat er die Begegnung Jesu mit seiner Mutter gesehen. Wir wissen nicht, was Simon von Zyrene empfunden hat, was für ihn der Weg, auf dem er das Kreuz an der Seite Christi trug, bedeutet hat. Das Evangelium lässt uns jedoch ahnen, dass etwas in ihm vorgegangen ist. Wie das? Weil wir seinen Namen und seine Herkunft kennen: Simon von Zyrene, und dass er vom Feld kam. Die Soldaten haben sicher nicht nach seinem Pass gefragt, bevor sie ihm das Kreuz auf die Schultern luden. Sie haben einen kräftigen, armen Bauern gesehen, das reichte. Für die Römer ist Simon nach seiner Hilfeleistung verschwunden. Sie haben ihm bestimmt nichts dafür bezahlt. Jedoch seinen Namen, seinen Beruf, die Stadt seiner Herkunft, und selbst die Namen seiner zwei Söhne, das alles haben die ersten Christen gekannt. Der Evangelist Markus schreibt: „Einen Mann, der gerade vom Feld kam, Simon von Zyrene, den Vater des Alexander und des Rufus, zwangen sie, sein Kreuz zu tragen.“ (Mk 15,21)

Was bedeutet das? Dass Simon auf seinem Weg mit Christus, auf dem er sein Kreuz trug und Jesus beobachten konnte, auf dem Christus ihn angeschaut hat, dass Simon auf diesem Weg Christus nahegekommen ist, so nahe und vertraut, dass er selbst und seine Familie Angehörige der Kirche wurden. Markus sagt: „Vater des Alexander und des Rufus“, so als wüssten alle, wer die zwei sind. In der Urgemeinde der Kirche waren diese beiden Männer bekannt, sie waren Brüder der Jünger Christi.

Die Erkenntnis, dass das Leiden Christi sein eigenes Leben, sein Schicksal etwas anging und dass ihm das nicht gleichgültig war, wie er anfänglich meinte, diese Erkenntnis war die entscheidende Erfahrung des Simon, die ihn seine Nähe zu Christus entdecken liess. Christus wird in Kürze an dieses Kreuz geschlagen und unter entsetzlichen Schmerzen auch für ihn, Simon, sterben.

Daran muss ich oft denken, wenn ich für kranke und leidende Personen bete oder etwas unternehme, um sie zu unterstützen. Die Kranken sind uns dankbar, als würden wir ihnen helfen eine Last zu tragen, die sie eigentlich, nach ihrer Meinung, allein tragen müssten. Ich habe jedoch verstanden, dass wir ihnen in Wirklichkeit helfen das Kreuz zu tragen, das sie für uns tragen, für uns alle. Im Geheimnis des Kreuzes hat Christus alles Leiden der ganzen Welt auf sich genommen, um jedem Leiden den Wert der Erlösung für alle zu schenken. Wenn wir aufgefordert sind, Christus zu sehen im leidenden Bruder, im Kranken, im Gefangenen, im Nackten, im Hungernden, im Obdachlosen, im Heimatlosen, dann sollen wir in ihm nicht nur den leidenden Herrn erkennen, sondern den Christus, der mit seinem Leiden die Welt erlöst und gerettet hat.